№. 2. Schlesische 1842.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 6. Januar.

Die Erde wird keine böse Sieben los.

Mir träumt ein Mal, ich stieg am See Avernus
Hinunter in das weite Schattenreich,
Der alte Charon an Kacytos Ufer
Belud mit mir den kleinen Kahn sogleich.

Ich war gelandet und ging ruhig weiter,
Als ein Gewimmer meine Füße band.
Es kam von einem dünnen Mannes Schatten
Der flehend vor dem harten Schiffer stand.

„Zu Tod hat mich mein böses Weib geärgert,
„Und doch hat sie das Fährgeld noch gereut;
„So muß ich ewig hier am Strande irren,
„Wenn Du nicht übst an mir Barmherzigkeit."

Doch Charon ließ ihn jammern. Da von Weitem
Kam wuthentbrannt ein dichter Schatten her.
Die Haare standen borstig und die Blicke
Verriethen eine Furie mehr und mehr.

Die Haut schien blauroth, noch vom Zorn gezeichnet,
An dem die böse Sieben war erstickt.
Mit dieser Göttin war der dünne Schatten
Auf Erden einst als Ehemann beglückt.

Sie zahlte bald und sprang hinein in's Schifflein,
Doch keift' sie schon eh' es vom Ufer stieß.
Nun kam der Mann: „Ach Schönste nimm mich mit Dir,
„Ich that ja stets, was mich Dein Auge hieß."

„ „Hinweg von mir! Auf Erden losgeworden,
„ „Werd' ich im Orkus noch von Dir geplagt!
„ „Eh' soll der schlamm'ge Styx mich ewig decken,
„ „Eh' Dir des Lethes Strand entgegen ragt!" "

So flucht' sie und befahl dem ernsten Schiffer,
Zu furchen bald den trägen Acheron.
Er thats. Doch in die Fluth warf er die Böse,
Und fuhr den Mann entgegen seinem Lohn.

Da wacht' ich auf. Es pocht' an meiner Thüre,
Doch ew'ge Götter! Wen sah ich da stehn?
Es war der bösen Sieben Allerbeste,
Die ich im Traum so eben erst gesehn.

Die Christ=Bescherung.

(Erzählung aus dem Leben.)

(Fortsetzung.)

Freude über Freude war jetzt im Pfarrhause, und Jedes war mit Betrachtung seiner Christbescherung beschäftigt, die man heute nicht vermuthet hatte. Fast hätte man des Kaffee vergessen, so wie des Handkorbes, den Christine herbeigebracht hatte, die so eben auch das Kaffebrett, von dem die Länge der Zeit und der Vielgebrauch die Schweizerlandschaft ziemlich verwischt hatte, auf den Tisch setzte, mit den Tassen, die der Hausfrau einst als Jungfrau verehrt worden waren. Als nun der Mokkatrank so narcotisch duftete, wurde auch des Handkorbes und dessen Inhalts gedacht. Und siehe, in ihm ward sichtbar eine gar stattliche, mit Mandeln, Rosinen und einem wahren Zuckerschnee bedeckte Stolle.

Auf diese gebackene Herrlichkeit aber achtete das Schwesterquartett nicht, denn Jede der Lieblichen hatte Aderes zu schauen. Da gab es für Jede ein nettes werthvolles Halsband, jedes dem andern gleich, nur die daran befindlichen Kreuzchen unterschieden sich in der Form und verhüteten einen etwaigen Vertausch.

Alle waren innigst erfreut durch die so unverhofften Bescherungen, und Paul und sein Papa machten sofort Gebrauch von dem Erhaltenen; den Ersteren fesselten augenblicklich und für den ganzen Abend die schönen Bücher, und er hatte für alles Andere weder Ohr noch Auge. Papa's Erstes war es, das Röllchen zu probiren, sich ein Pfeifchen zu stopfen und still im weiten Kreise im Zimmer umherwandelnd sich an dem wunderlieblichen Dufte zu laben.

„Nun, Kinder," rief er, „seht, da ist ja doch der Heilgechrist bei uns eingekehrt!" — So sprach er und nahm nun auch der Andern Herrlichkeiten in Augenschein, die man jubelnd ihm hinhielt. „Nun noch ein Stündchen wollen wir der Freude widmen, dann aber, es ist schon acht Uhr, wollen wir uns zur Nachtruhe begeben, ich wenigstens werde bald die Nachtmütze suchen."

Dahin aber sollte es noch nicht sogleich kommen, und der frohe Kreis wuroe in seinen Mittheilungen unterbrochen. Am Hofthore begehrte Jemand Einlaß, den der Pachter gewährte, und dann diesen Jemand nach dem Pfarrhause zugehen ließ. Es war der Postbote, der vom Postamte kommend der nahegelegenen Posterpedition zuging, jedesmal nämlich zweimal in der Woche, den Weg durch's Dörflein nehmen mußte und dabei Zeitungen und etwaige Briefe abgab. Wie gewöhnlich so auch heute gab er die Zeitungen ab, und zwar, der Kürze halber, beim Pachter; aber heute trat er im Pfarrhause selbst ein, denn er hatte einen großen, dicken Brief abzugeben. — Der Gelbrock trat ein, und ein „Ein Groschen Porto und zwanzig Groschen Postvorschuß!" war sein Gruß beim Eintreten. „Ich muß mir es sogleich ausbitten," setzte er hinzu und sah mit langem Blicke auf den großen Tisch hin, von dem ihm Manches in die Nase fahren mochte, jedoch aber auch bald genug in Mund und Magen fuhr, da auf der Hausfrau Geheiß ihm eine Tasse und ein Imbiß dazu kredenzt wurde.

Höchst unwillkommen aber kam der Ungeladene dem armen Pfarrer. Er zögerte, den Brief in Empfang zu nehmen, und dennoch mußte er, da ja die Adresse auf ihn lautete, ihn annehmen. — „Warte Er nur einen Augenblick, lieber Freund, ich will in mein Zimmer gehen, um das Geld zu holen."

So sprach er und führte die suchende Hand zur Tasche, die aber gerade nichts in sich barg; darum ging er, zündete zuvor den Wachsstock an, der doch gar nicht brennen wollte, denn die Hand zitterte, so daß auch die Hausmutter besorgt fragte, ob ihm etwas zugestoßen sei. Statt einer Antwort gab er seinem Julius einen Augenwink, der alsobald ihm auf's Zimmer folgte. — „Höre, mein Sohn," sprach er da, aber mit einer Stimme, die die größte Verlegenheit verrieth, „höre, ich habe Dir doch so oft aus einer Verlegenheit geholfen, jetzt aber bin ich selbst in einer Verlegenheit ohne Gleichen, der Postbote verlangt einundzwanzig Groschen — ich muß Dir's nur gestehen, ich — ich habe — ich schäme mich es zu sagen — ich habe nur etwa vier Groschen noch in meinem Vermögen — Du weißt ja selbst, wie es bisher — — kannst Du mir etwa aushelfen? — hat denn Dir der Heilgechrist nicht etwa — —"

„Guter Vater," rief der Sohn und fiel dem armen Vater weinend an den Hals — „mein Leben bin ich Dir ja schuldig, Alles, was ich habe, ist Dein, armer Vater!" — Hastig fuhr er zur Tasche, zog ein seidenes Beutelchen hervor und schüttete den ansehnlichen Inhalt, der auch einige goldige Dingerchen hatte, in des Vaters hingereichte Hand.

„Ach das mag ich nicht," rief der aus der Verlegenheit Gekommene, „ich will nur, was ich gerade bedarf — geschwind, gib mir nur, um den Postboten befriedigen zu können!"

Der wichtigste Gegenstand, der Aller Blicke auf sich richtete, war nun der Brief. Das „Hm hm" drängte sich von des Vaters Lippen, während er das Couvert lösete. „Hm, da ist erst ein offener Brief von — von — Sim — was? Simmer in Wittenberg? — Ja, wahrhaftig — ach Du alte gute Seele, von der ich seit fast dreißig Jahren nichts sah noch hörte! — Nun, was in aller Welt treibt denn das alte Haus, an mich zu schreiben? — Viel hat er eben nicht geschrieben — aber da kommt noch ein Brief, ziemlich dick, der mag weit her sein, er ist gar vielfach auf der Außenseite beschrieben — nun, erst will ich doch hören, was Simmer will, dann — lies Du ihn einmal, Julius!" — Dieser las:

„Du bist doch auf jeden Fall der Bruder Milling, der einst mit mir in Wittenberg florirte, mit dem ich zwei Jahre lang unter dem Dache des Friedericians in einer Migniaturkneipe hausete, zu dem sich gern ein gewisser Tarnow hielt. Nun, Du bist, ich glaube es ganz gewiß, doch der Milling, der gesucht wird und den ich suche; der, wie ich nach vielem Forschen erfahren habe, seit einem Vierteljahrhundert als hochehrwürdiger Pfarrer in Thalbach figurirt. Also zur Sache. Da erhalte ich so eben den beigeschlossenen Brief von einem gewissen, oder vielmehr unserm Tarnow, den er in einem Briefe an mich eingeschlossen hat, wahrscheinlich weil er vermuthete, daß ich als geborner Wittenberger nicht weit über Wittenbergs Weichbild werde hinausgekommen sein. Er hat recht vermuthet, denn ich bin, hoc in parenthesi, noch immer hier als ein nun alter Philister unseres Elb-Athens, und werde wahrscheinlich als Advokat hier leben und sterben; will aber gern damit zufrieden sein, wenn ich mein liebes Weib und sechs Jungen ehrlich durch die Welt bringe. — Dieser Brief nun kam über Amsterdam und zwar von Ostindien aus, wohin das Schicksal unsern Tarnow verschlagen, wahrscheinlich aber, wie er mir meldet, gut placirt hat. Du wirst nicht ungehalten sein, wenn ich das Porto von Amsterdam aus Dir wieder anrechne, denn, unter uns gesagt, ich habe nichts auf der

Rath. Uebrigens schreibt mir Tarnow, daß ich diesen Brief, wenn anders Du gar nicht ausfindig zu machen wärest, als an mich gerichtet ansehen solle. Doch ich glaube, den rechten Mann gefunden zu haben. Mir scheint der Brief werthvoll zu sein. Vor Allem aber freut mich's, wieder Ansprache an Dich gefunden zu haben. Mit der Bitte, mir doch ja baldigst ein Näheres von Dir zu verkünden, Dein Simmer."

Nicht gering war die Erwartung, was denn wohl der andere, als der eigentliche Brief in sich enthalten möge, und Alle sahen auf den Vater hin, der den so weit dahergekommenen Brief noch immer uneröffnet in der Hand hielt, und ihn unzähligemale umwendete, als wolle er den Inhalt schon aus der Außenseite erforschen.

Der Mutter Frage: „Wer war denn dieser Tarnow?" führte noch keine Eröffnung des Briefes herbei, denn jetzt legte der Vater ihn gar von sich, auf den Tisch hin, zu Aller Ansicht, aber nicht Einsicht, die sich nur noch länger verzog.

„Hört, Kinder," rief jetzt der Vater, da muß ich vorher etwas aus meiner früheren Zeit mittheilen, was auf diesen Tarnow Bezug hat, vielleicht gewinnt dieser Brief von ihm an Interesse — — wie viel Uhr ist es jetzt?"

„Noch nicht neun Uhr!" rief man.

„Nun, ein Stündchen will ich bei Euch im frohen Kreise verweilen, dann aber reise ich nach Federhausen; wer weiß denn auch, was der Brief enthalten mag, das mich vielleicht unruhig macht, oder doch mich bewegt, so daß eine schlaflose Nacht mich für den morgenden und übermorgenden Tag untauglich machen könnte; aber so viele Zeit will ich noch bei Euch verbleiben, um Euch von diesem Tarnow, einem guten, lieben, aber armen Menschen, wenigstens war er Letzteres damals, als ich ihn kennen lernte, etwas zu referiren.

„Ei ja, Vater," rief das Kinderchor, „erzähle uns etwas von ihm, wir wollen gern von des Briefes Inhalt jetzt nichts weiter wissen!"

Und wahrhaftig, Papa setzte sich und stopfte, gegen allen sonst gewöhnlichen Gebrauch an Abenden, die einem Arbeitstage vorausgingen, noch ein Pfeifchen, und zwar den erst eingewanderten Meerschaum. Dann ließ sich Papa vernehmen, wie folgt.

(Fortsetzung folgt.)

An ein ausgelaufenes Brandweinfaß.

Nenne doch ferner nicht schlecht die Zeit, es fleußt zwar nicht Honig,
Und auch nicht Milch; doch sieh', Spiritus strömet vollauf. * *

Der Neujahrs-Morgen.

Beim fröhlichen Glase erwartete eine trauliche Gesellschaft das neue Jahr. Dabei war auch Reinhold, der reiche Erbe seines vor einigen Monaten verstorbenen Vaters.

Reinhold war fremd hier, aber durch seine biedere Liebenswürdigkeit bald einheimisch in Aller Herzen.

Erinnerungen aus seinen vielfältigen Reisen, und seine gewandte, glückliche Laune trugen viel zur Lebendigkeit der Unterhaltung bei.

Alle waren fröhlich, und Jeder haschte nicht vergebens nach dem Genuß der vorüberfliegenden letzten Augenblicke des Jahres.

Endlich schlug die Glocke Zwölf.

Laßt uns das neue Jahr begrüßen, rief Einer, das Glas ergreifend. Schallender Jubel stimmte ein.

Es sei fröhlich, wie unser Sylvester; rief ein Anderer.

So rief Einer nach dem Andern einen Wunsch für das neue Jahr aus. Der wünschte, daß der Handel blühen; Jener, daß die Landwirthschaft gedeihen möchte. Einer wünschte den Musen Glück, ein Anderer eine gute Weinlese.

Laßt uns gut sein im neuen Jahre; rief Einer der Fröhlichsten.

Ja, laßt uns gut sein, wiederholte hastig mit erhobenem Glase Reinhold, und eine Thräne fiel in seinen Wein.

Denn er hatte so eben an seinen verstorbenen Vater, an Familien-Geschichten, an tausend Dinge, die ihn beglückt und betrübt hatten, gedacht.

Aehnliche Gesundheiten folgten: Dem Menschenfreunde eröffne das Jahr eine beglückende Bahn!

Hülfe werde einem Jeden, wie sie ihm nöthig und heilsam ist!

Wer glücklich ist, der erfreue!

Trost den Wittwen und Waisen! Gerechtigkeit, Liebe und Freundschaft bekränze das Leben!

So stießen Alle unter einander an, und wünschten das Jahr so zu beschließen, wie sie es angefangen.

Bald trennte man sich; der Jubel der Freude entließ Jeden mit herzlichen Gefühlen.

Reinhold wandte sich nach seinem Gasthofe. Er war verschlossen. Es langweilte ihn, die verschlafenen Diener wach zu pochen; dagegen lockte der Mond mit seiner Sternen-Heerde ihn in die Freiheit hinaus, obgleich es gewaltig kalt war.

Das Feuer der Jugend, wie des fröhlichen Sylvesters, und der schnelle Schritt besiegten die eisige Natur, und mit freudiger Rührung wanderte er in der Wunderwelt der Mondnacht.

Wir folgen ihm nicht auf die Schlittschuhbahn seiner Betrachtungen; doch Alle endigten sich in dem frohen Glauben an den in seinen Wunderwerken sichtbaren Geist, der Jahrtausende das große Weltall in seinem Laufe erhält, und über des Menschen Schicksal waltet.

Da riefen die Glocken zur Früh-Predigt. Hell klangen sie weittönend in die klare Winterluft; während die Stadt in tiefem Schlummer lag.

Unwillkürlich wandte sich Reinhold's Schritt nach dem Glockenklange. So früh war er nie zur Kirche gegangen. Ihm war es drum eine ganz neue Erscheinung, als er hin und wieder sich eine Hausthüre öffnen, und insbesondere Frauen mit Gesangbüchern seinen Weg wandern sah. Er kam an die Kirche; es überraschte ihn, sie erleuchtet zu finden; er trat hinein, und fand eine Versammlung von Andächtigen; zahlreicher wenigstens, als er sie vermuthet hatte.

Andächtiger war er selbst nie in seinem Leben gewesen, als an diesem Neujahrs-Morgen. Sein Herz bebte, als der Choral die Stimmen der Versammelten zu einem Lobliede vereinigte; auf den Schwingen der mächtigen Orgelklänge erhob sich seine Seele zu dem Geiste, den er auch in der Mondnacht erkannt hatte; sein Auge suchte den Unsichtbaren in den hohen, riesenhaften Gewölben des Gotteshauses, und er fühlte seine Nähe an dem eigenen Herzen.

Der Prediger sprach über die frohe Botschaft, welche von Gottes Liebe und ewiger Gnade uns durch die Geburt seines Sohnes

verkündigt sei, und welche uns auffordere, unserm Nächsten der Liebe froher Bote zu sein.

Reinhold glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören.

„Laßt uns gut sein!“ so tönte der freundliche Zuspruch in seinem frommen Entschlusse wieder.

Erst als der Redner geschlossen hatte, bemerkte er an seiner rechten Seite eine Frau in Trauer. Die schöne Gestalt war von einem schwarzen Flor umflossen; eben hatte sie sich von der Bank erhoben, und war zum stillen Gebet niedergekniet.

Reinhold, zwar in ihrem Anblick verloren, folgte der Richtung der Augen, die über dem Morgenschimmer des Altars inbrünstig gen Himmel gewendet waren; und er empfand, was sie zu empfinden schien: die Wehmuth der irdischen Erinnerung und den Trost der himmlischen Hoffnung.

Dann erhob sich die Trauernde und ging. Er konnte nicht widerstehen, ihr zu folgen.

Aus den Hallen der Kirche tretend, hüllte sie sich tiefer in ihnen Schleier und Mantel, und suchte dem Gedränge zu entkommen. Eilfertig wählte sie eine Nebengasse, und verschwand in einem unbedeutenden Hause.

Reinhold folgte der Verschwundenen mit seinen Gedanken. In seinem bewegten Herzen war ein unbezwinglicher Drang, die trauernde schöne Unbekannte näher kennen zu lernen. Ihm ahnte, daß sie unglücklich sei, und seiner Hülfe bedürfe. Er ging die Straße hin und her, immer kehrte er wieder zu dem kleinen Hause zurück, in der Erwartung einer nähern Kunde von seiner frommen Kirchen-Nachbarin.

Da trat eine Frau mit einem Körbchen aus dem Hause seiner Aufmerksamkeit. Reinhold zauderte nicht, sich auf Kundschaft zu legen.

Mütterchen, sagte er, wer ist denn die schöne Frau in Trauer, welche in diesem Hause wohnt?

Ach! eine gar gute, fleißige Wittwe, sagte sie.

Wer ist sie denn?

Lieber Herr, ich habe nicht Zeit, ich muß eilen.

Ist die Frau denn arm?

Freilich, sehr arm; sie arbeitet für die Leute, und ich muß die Sachen abtragen; ich muß fort, sonst ist heute kein Geld im Hause.

Ich möchte wohl etwas bei ihr bestellen.

Nun, da gehen Sie hinauf; sie wohnt hier im Hofe zwei Treppen hoch; sagte das Mütterchen, und ging.

Reinhold war als Reisender nicht abgeneigt und ungewandt für Abenteuer. Einer guten Absicht sich bewußt, aber auch nicht ohne Neugier, beschloß er, die schöne Frau in ihrer Wohnung aufzusuchen.

Er stieg die Treppen hinan, klopfte an eine Thüre; es rief: Herein, und Reinhold stand vor der schönen Trauernden.

Ihr entschleiertes Antlitz begegnete ihm wie die friedliche Unbefangenheit der sich selbst vertrauenden Tugend. Schweigend und verlegen stand er vor ihr. Ihr großes, freundliches Auge sah ihn mit einer unerwarteten Aufmerksamkeit an.

Mit einer eben erst entstandenen sichtbaren Bewegung fragte sie: Was ist Ihr Begehr?

Reinhold, von ihrer lautern, Ehrfurcht gebietenden Schönheit, von dem edeln Anstande ihres ganzen Wesens wunderbar ergriffen, war in diesem Augenblicke ganz zu den Gefühlen seines frommen Morgens zurückgekehrt. In dem Drange von der edeln Seele, die aus der Unbekannten Blick ihm entgegen leuchtete, selbst so edel als möglich zu erscheinen, sagte er:

Ich begehre, Ihnen zu helfen.

Was bewegt Sie zu glauben, daß ich der Hülfe bedarf? erwiederte die Wittwe mit einiger Zurückgezogenheit.

Ihr Trauerkleid, Ihre Arbeit, — das Mütterchen, das Sie bedient, hat mir gesagt —

Ich bin nicht so arm, wie Sie glauben; eben, weil ich arbeiten kann, —

Sie sind Wittwe. —

Aber von Gott, bei welchem mein Mann ist, nicht verlassen.

Unwillkürlich sah sie bei diesen Worten nach einem Vorhange in den Hintergrund des einfachen, aber nicht schmucklosen, reinlichen Zimmers.

Reinhold's Verlegenheit stieg auf's Höchste.

Sie sahen mich heute in der Kirche. Ich brachte dem Himmel in meinem Gebete die Freudenthränen des Dankes, daß er mich nicht noch unglücklicher machte, als ich durch den Tod meines Mannes allerdings bin.

Mit steigender Bewegung zog sie den Vorhang zurück. Sehen Sie hier mein Kind, mein höchster Reichthum; die theure Hinterlassenschaft meines Mannes. Vor einigen Tagen glaubte ich es durch Krankheit zu verlieren; seit gestern ist es außer Gefahr; es lebt, und seinetwegen habe ich den Wunsch zu leben, seinetwillen arbeite ich mit Freudigkeit.

Ein lieblicher Knabe langte aus dem Bettchen heraus, der Mutter lächelnd entgegen. Reinhold's überraschtes Gefühl durchbrach das Schweigen der Verlegenheit; mit inniger Hast nahm er den Knaben auf seine Arme. Ein Bild der Vergangenheit schwebte ihm unerklärlich in den Zügen des Knaben vor. Er sah bald die Mutter, deren Blick auch auf ihn mit neuer Aufmerksamkeit geheftet war, bald das Kind, das ihn liebkoste, mit der in seinem Herzen klopfenden Frage an: Was für bekannte Bilder berühren mein Gedächtniß?

Wer sind Sie? fragte er endlich.

Die mit gleicher Frage sich quälende Wittwe — wie auf die Lösung eines wunderbaren Räthsels gespannt — antwortete:

Mein Mann hieß Reinhold.

Wie? Reinhold? So heiß auch ich. Wer war dieser Reinhold?

Gustav Reinhold, aus Frankfurt.

Mein Bruder um Gottes Willen! Sie, meines Bruders Wittwe?

Mit Heftigkeit faßte Reinhold die Hände der von Ueberraschung bebenden Frau.

Wäre es möglich! rief sie; Sie Theodor Reinhold?

Ja, ich bin's. Und ich höre es an dieser Namen-Nennung, ich erkenne es in den Zügen dieses Kindes, daß Sie die Wittwe meines Bruders sind.

Das Gespräch ging allmälig zur ruhigen Erzählung des Vergangenen über.

Gustav Reinhold, der Verstorbene, war von seinem Vater, weil er einen Hang zur Verschwendung und entfernt von der Vaterstadt geheirathet hatte, enterbt worden. Theodor dagegen wurde schon bei des Vaters Leben zum Alleinerben bestimmt. Auch er befand sich noch auf Reisen, und konnte durch Briefe gegen die Enterbung seines Bruders, welche er nicht wünschte, nichts thun.

Der Vater starb plötzlich. Als Theodor heimkehrte, empfing er zugleich die Todes-Nachricht von seinem Bruder. Mancherlei vorhergegangene Erbitterungen und Arbeiten verleideten ihm vor der Hand die nähere Bekümmerung um des Bruders Hinterlassene. Er wußte nicht einmal ihren Aufenthalt, weil die Wittwe ihren Wohnort verändert hatte.

So nun, wie wir erzählt haben, führte Gott durch den Neujahrs-Morgen in der glücklichsten Stimmung der Gefühle ihn zu seines Bruders Wittwe und Waise.

Er sagte dem Kinde sogleich einen an-

sehnlichen Theil seines Vermögens zu.

Die Wittwe lernte er näher kennen, und immer höher achten und lieben. Nach 2 Jahren wurde sie seine Frau.

Denke auch du, wenn du glücklich bist, an deines Bruders Wittwe und Waise.

Miscellen.

Während des russischen Feldzuges kamen einige französische Soldaten zu einem russischen Bauer in's Quartier. Zufällig hatten die Soldaten alle ein N mit Pulver auf ihren Arm geätzt, womit sie ihre Verehrung gegen Napoleon hatten bezeichnen wollen. Dem Russen aber, der „Nikolaus" hieß, machten sie weis, daß sie alle diesen Vornamen trügen, bewogen auch den Bauern, welcher sich etwas mit ihnen berauscht hatte, und über so viele Namensvettern hoch erfreut war, sich gleichfalls ein solches N einbrennen zu lassen. Kaum war dies aber geschehen, als die Einquartierten die eigentliche Bedeutung des Buchstabens verriethen, und jetzt den armen Russen zu schrauben anfingen, indem sie behaupteten, derselbe sei französischer Unterthan geworden und müsse jetzt ihrer Fahne folgen. Nikolaus aber, in Verzweiflung über seine entehrte Linke, eilte in die Küche, legte sie auf einen Block, hieb sie mit einem Beile vom Rumpf, und eilte dann, ein zweiter Skävola, mit dem abgehauenen Stumpf in die Stube, wo die Franzosen lachten, indem er ihnen den Arm mit den Worten in's Gesicht warf: „Für dick Franzuß, für mick Ruß."

Wuthen unserer Zeit.

Darunter sind wohl nachfolgende obenan zu stellen: 1) Modewuth; 2) Badewuth, 3) Kunstwuth; 4) Klatschwuth; 5) Genußwuth; 6) Denkmalwuth; 7) Schuldenwuth; 8) Schreibewuth; 9) Reisewuth.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:

Hochmuth.

Charade.

(Viersilbig,)

Wenn durch die sturmbewegten Mitternächte
Der ersten Ruf mit Geistesschauern dringt,
Wenn schnell erbleicht des Lebens Rosenflechte,
Und welk ums Haupt als Dornenkranz sich schlingt,
Wenn schweigen längst der letzten Schmeichelworte
Dich aus den letzten mild ein Silberhaupt
Begrüßt, und winkt zu einer Lilienpforte
Von Himmelspalmen myrthengrün belaubt,
Wenn sie nicht mehr des Glücks Altäre zünden,
Der Lyra sich die Schmerzenshand versagt,
Nicht mehr die ersten der Minerven künden,
Kein Stern mehr durch die Schicksalsnacht dir tagt.
Laß dich nicht irren; — denn auf allen Wegen
Trägt Lebensmuth die Flammenfackel vor,
Und tönt kein Lied, kein Freundeswort entgegen,
Des Herzens Thaten sind dein Jubelchor.
Ein kämpfend Leben führt zum Siegestempel,
Des Unglücks Fluth zur Insel stillen Glücks;
Schau auf des Ganzen leuchtendes Exempel,
Das lachend trägt die Geißel des Geschicks.
So sollst auch du den Lebensberg ersteigen,
Mit lachend frohem Muth in kühner Brust,
Vom Bergesgipfel wirst du selig steigen
In's Thal, das ewig glüht in Frühlingslust.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.